

Kranichzeit (von Maike Bernhardt, Oktober 2014)

Ich wuchs bei meinen Großeltern auf. Unser Haus stand am Ende der Welt, und hinter dem Garten wartete das Meer, umschlang alles und war das erste, was ich morgens sah, wenn ich aus dem Fenster blickte. Wasser und Land gingen ineinander über, verschwammen, verflochten ineinander. Grün und blau, blau und grün.

Unser Dorf bestand aus einer Handvoll Fischerhäuschen, kaum konnte man es eine Ortschaft nennen. Vielleicht hätte ich mich einsam gefühlt, aber ich hatte ja Lene. Sie wohnte nebenan und war ungefähr so alt wie ich. Lene mit den blonden Zöpfen, die sie praktisch fand. Außer, wenn ich dran zog. Dann wurde sie sauer und zahlte es mir zu einem späteren Zeitpunkt heim.

Oma und Opa fiel manchmal ein, dass man Kinder ja erziehen muss. Sie stellten mir dann Fragen wie „Junge, hast du deine Hausaufgaben schon gemacht?“ oder „Wie war denn die Mathearbeit?“ und manchmal auch sinnvolle Fragen. Dann wollte Oma wissen, ob es mir gut ging und wie ich mich fühlte. Gut, Oma, es war alles gut. Ich rannte zum Bootssteg und wartete auf Lene. Sie kam barfuß angelaufen, die blauen Augen blitzten.

Wir hatten ein kleines Boot, und wir waren richtig gute Angler. Wenn wir heimkamen, brachten wir die gefangenen Fische gleich zu Opa, der in seinem Gemüsegarten grub, und der sich dann auf seinen Spaten stützte und anerkennend nickte. „Die räuchere ich uns gleich mal“, meinte er, „Und dazu macht Oma uns dann schöne Bratkartoffeln.“ Opa hatte einen eigenen Räucherofen im Garten stehen.

Ein Teil des Gartens war eine wilde Wiese mit Apfelbäumen, doch ein gutes Stück war eingezäunt, das war der Gemüsegarten. Hier stand Opa und baute in ordentlichen Reihen Gemüse an, setzte Kartoffeln und versuchte mir beizubringen, warum die Möhren hier und die Zwiebeln dort hinkamen. Ich vergaß es sofort wieder, das war nicht meine Welt. Ich musste raus aufs Wasser.

Direkt an unsere Wiese anschließend kam der Bootssteg mit dem kleinen, im Schilf versteckten Boot, und Lene von nebenan kam immer mit.

„Und du, Opa? Komm doch mal mit raus!“

„Ich bin dafür zu alt“, wehrte Opa ab, aber wenn er in seinem Garten stand und sich auf den Spaten lehnte, schaute er oft über das Wasser. Stand nur so da und guckte.

Abends färbte sich der Himmel und das Wasser schimmerte und färbte sich mit, wie ein Lied, das nur die beiden kannten. Und vielleicht noch Opa.

Dann sangen die Kraniche. Glücksvögel, hatte Oma mir erklärt. Ich stellte mir vor, wie sie sich gegenseitig Gutenachtlieder vorsangen, und dann konnte ich auch gut einschlafen, das Fenster geöffnet, den Mond einlassend.

Mit Lene stolchte ich durch die hellen Kiefernwälder. Wir spielten Verstecken. Ich war nicht sehr gut darin, sie zu finden, und oft warf sie mir irgendwann entnervt Kiefernzapfen von oben auf den Kopf, weil ich vergessen hatte, dass sie sich am liebsten auf Bäumen versteckte.

Im Herbst klauten wir Rüben aus der Miete. Steffen auf dem Trecker erwischte uns nie, aber er wusste bestimmt, was wir taten, besonders, wenn wir so ganz unschuldig am Wegesrand standen und ihm zuwinkten, eine Hand hinter dem Rücken verborgen.

Einmal hatte Steffen fast Streit mit Opa, mit dem man sich eigentlich nicht streiten konnte. Und es ging gar nicht um uns Kinder und die Rüben, es ging um die Bäume.

Zu unserem Dorf führte eine alte Allee. Die Bäume waren so dick, dass Lene und ich, wenn wir einen Stamm umschlangen und versuchten, unsere Hände zu treffen, das kaum schafften. Steffen nun erklärte, dass die Straße zu eng war, da passten keine zwei Autos oder Trecker aneinander vorbei, die Bäume oder zumindest eine Reihe müsste weg. „Zwei Autos? Oder sogar zwei TRECKER?“, fragte Opa ungläubig. Wann denn jemals zwei Wagen gleichzeitig in unser Dorf fahren würden? Zum ersten Mal erlebte ich, dass Opa böse, richtig böse wurde. Das machte mir ein bisschen Angst. Steffen ging es wohl ähnlich. Am Ende wurde jedenfalls eine zweite Straße zum Dorf hin gebaut, die in einem sanften Bogen von der anderen Seite hineinführte.

Lene und ich standen am Grabenrand und guckten zu, als der Teer heiß und stinkend gewalzt wurde. „Pass auf!“, sagte Lene, als der Asphalt etwas abgekühlt war. Dann streckte sie den Fuß mit dem derben Stiefel aus und stampfte kräftig auf. Im Teer war nun der Abdruck von Lenes Schuh zu sehen. „Nun du!“, forderte sie mich auf und ich machte es, genau neben ihrem Abdruck. Wir betrachteten unser Werk. „Jetzt sind wir hier für immer“, sagte Lene.

An einem sonnigen Spätsommertag grub Opa die Kartoffeln um. Er fiel ganz still. Als Oma ihn fand, war er schon tot. Der Spaten stand noch in der Beetreihe. Als ich abends aus dem Fenster schaute, sah seine Silhouette aus wie ein schwarzes Kreuz gegen das silbrig glänzende Wasser und den Abendhimmel. Ich lief aus dem Haus. Es fing an zu regnen. Ich brachte Opas Spaten in den Schuppen, es hätte Opa nicht gefallen, wenn sein gutes Gartenwerkzeug nass geworden wäre.

Als ich heute wieder komme, gehe ich die letzten Kilometer zu Fuß. Ich nehme die Baumallee. Die Fußstapfen fallen mir wieder ein und ich beschließe, auf dem Rückweg den anderen Weg zu gehen und zu schauen, ob die Spuren noch da sind.

Ich schiebe das raschelnde Laub mit den Füßen vor mir her, wie ich es früher immer gemacht habe. Es riecht nach Herbst.

An der Gartenpforte bleibe ich unschlüssig stehen. Nach Omas Tod haben Fremde das Haus gekauft. Ich würde zu gern hineinschauen, traue mich aber nicht. Meine Finger pulen abblätternde Farbe von der Pforte. Ich schaue über den Bodden, der hinter dem Garten beginnt. Vertraute Konturen. Aus den Augenwinkeln nehme ich eine Bewegung wahr. Im Nachbargarten ist eine Person. Sie betrachtet mich eingehend. Die blauen Augen blitzen. „Du warst lange weg“, stellt sie fest. „Komm rüber, ich habe den Ofen von deinem Opa hier“.

Mehr braucht es nicht. Ich setze mich in Bewegung. Und jetzt höre ich endlich wieder die Kraniche singen.